

Der Rache getreu!

Eine Episode aus den Farmkämpfen mit den Sioux Indianern, erzählt von G. Graef.

(I. Fortsetzung.)

„Wir werden kaum noch drei bis vier Bestanden davon entfernt sein und morgen in aller Frühe brechen wir dorthin auf. Somit wird es gut sein, nun auch an unsere Nachtruhe zu denken.“

Mit diesen Worten erhob sich der alte Anführer und sein Sohn folgte ihm. Das Vieh wurde zusammengetrieben und in dem von den Wagen begrenzten Dreieck angebunden. Die offene Seite desselben wurde durch die zusammengeschobenen Deicheln verbunden und ein großes Tuch darüber zur Erde heruntergehängt, um eine Entfernung der Kinder während der Nacht zu verhindern.

Nachdem so für das kleine Viehthum der Anführer gesorgt und alles für eine gesicherte Nachtruhe vorbereitet war, legte sich der Alte mit der Büchse im Arm, beim Feuer zum Schlafen nieder. Mar aber hatte die erste Nachtwache übernommen und wanderte, die schußfertige Büchse in der Hand, in langsamem Schritt an der Außenseite der Wagen herum.

Im dichten Urwald lagern unter einer alten Eukalyptus, die ihre weitzweigenden, mächtigen Äste fast bis zur Erde herunterstreckt, vier Männer. Drei von ihnen liegen in ihre Decken gehüllt am Boden und schlafen, während der vierte, ein junger Mann im Anfang der zwanziger Jahre, am Feuer sitzt und eifrig trockenes Holz zulegt, sobald es der wärmenden und leuchtenden Flamme an Nahrung gebracht.

Das Feuer war so unter dem Baume angelegt, daß es magisch durch das Gesehlichte, aber nach außen hin nur wenig Licht durchschimmern ließ und auf größere Entfernung gar nicht mehr zu sehen war. Selbst nach der Stelle, wo die drei Schlaffer lagen, fielen nur zeitweise einige Lichtstrahlen, da ein dicker Ast mit seinen Zweigen und Blättern dichten Schatten verursachte.

Soeben hatte der junge Mann am Feuer wieder frisches Holz aufgelegt, daß die neugefachte Flamme laut knisternd emporstobte. Da fiel in geräucher Entfernung ein Schuß. Nur gedämpft kam der Schall herüber, doch er war laut genug, um den jungen Mann aufhorchen zu lassen, und erwartungsvoll blickte er nach der Richtung, von wo er den Schall gehört zu haben meinte, obwohl er in der Dunkelheit natürlich nichts zu sehen vermochte.

Pflichtlich fiel wieder ein Schuß, dem bald darauf ein zweiter folgte, während gleichzeitig ein lautes Wiehern mehrerer Pferde ganz in der Nähe ertönte. Nun war es mit der Ruhe und Erwartung des jungen Mannes vorbei. Er sprang auf, ergriff die Büchse, welche neben ihm gelegen hatte, und wandte sich dann den schlafenden Gefährten zu.

„Holla, Freunde!“ rief er laut, „aufgewacht, die Zeit der Ruhe ist vorbei!“ Er wartete den Erfolg seines Rufes nicht ab, sondern schritt weiter in den Wald hinein und war nach wenigen Schritten im Dunkel verschwunden.

„Was ist denn los, Fritz, daß du uns jetzt schon aufruffst?“ fragte ein schon ziemlich bejahrter Mann mit weißem Haar und Bart, obwohl er den, an welchen die Frage gerichtet war, nicht sehen konnte.

„Es wird wieder ein Bubenstück verübt, drausen auf der Prairie, Vater.“ kan die Antwort aus dem Dunkel des Waldes zurück, wohin Fritz inzwischen gegangen war. „Warte nur einige Augenblicke, dann wirst du das Schießen hören.“

Der Alte kam jetzt in den Schein des Feuers. Er war gekleidet, wie alle Grenzansiedler und seine robuste, kräftige Gestalt, die sich leicht auf die Münder einer von ihm stehenden Büchse lehnte, strahlte die Farbe seines Haarses Lügen. An dieser Gestalt war nichts, was auf Hinfälligkeit des Alters schließen ließ.

Hinter ihm war ein anderer Mann getreten, dem man es auf den ersten Blick ansah, daß er in seinen besten Jahren stand. Auch er war, gleich dem Alten, in voller Hinterwäldertracht. Unter dem Arm trug er die diesen Leuten nie fehlende Büchse.

„Hätte mein Fritz nicht eine so feine Nase, wie sie kaum einer meiner früheren Nachbarn in der weiten Runde besaß, dann würde ich sagen, der Junge habe sich verheert oder geträumt. Wenigstens ist jetzt der Wald und die Prairie in vollster Ruhe.“

„Ich habe Gelegenheit genug gehabt, die großen Fähigkeiten Eures Sohnes bei unseren Streifzügen kennen zu lernen, Vater Bauer. Ich beneide ihn um seine Spürsinn und glaube nicht, daß er sich täuscht. Warten wir noch, solange alles ruhig bleibt, haben wir nichts zu versäumen.“

Dieser Wortwechsel fand zwischen dem Alten, den der jüngere Mann als Vater Bauer anspricht, und diesem

selbst statt. Auf die letzte Rede seines Gefährten gab der Alte keine Antwort, beide standen und lauschten schweigend.

„Nun, Karl, hast du dich auch endlich aus deiner Dede herausgeholt?“ wandte sich der jüngere Mann an einen andern Burschen, der ebenfalls in den Kreis des Feuers trat. Er war genau so gekleidet wie seine Gefährten, ebenfalls mit Büchse bewaffnet und ebenfall mit Fritz im gleichen Alter zu stehen.

„Solange ihr hier untätig stehen müßt, habe auch ich noch Zeit genug,“ antwortete Karl auf die an ihn gerichtete Frage. „Aber was meint ihr, Wilkens, was es gebe da draußen?“

„Weiß es noch nicht, mein Junge,“ antwortete der Gefährte des Alten, den wir nun künftig auch mit dem ihm von Karl Brobad beigelegten Namen bezeichnen werden. „Jedenfalls geht wieder irgend eine Spießbüberei der Indianer vor sich, wie es deren jetzt mehr denn je giebt.“

„Ja, ja,“ warf Vater Bauer hier ein. „Es beginnt nun allmählich sich unter den Kolonisten wieder zu regen. Die grenzenlose Furcht vor den wilden Indianern beginnt zu erlöschen, die Nachwehen aus den großen Verlusten, in die jede Familie durch den Zustand der Rothhünte geführt wurden, machen neuem Thatendrang Platz und wer irgend kann, sucht sich nun wieder ein Fleckchen Erde, auf dem er das, was er verloren, durch neuen Muth und neue Gefahren wieder erlangen kann. Nur wir, die wir alles verloren und nur so viel besitzen, als wir auf und mit uns tragen, sind davon ausgeglichen.“

Der Alte war während seiner langen Rede ganz ernst geworden und namentlich die letzten Worte sprach er mit grosser, drohender Stimme, die der darin geäußerten Ansicht eine Wirkung verlieh, welche nicht ohne Eindruck auf seine Zuhörer blieb.

„Es ist so, wie ihr sagt, Vater Bauer,“ entgegnete Wilkens, „nicht eher wollen wir uns wieder an eine feste Scholle binden, als bis wir weit umher das Land von diesen nichtswürdigen Banditen befreit haben. Aber noch lange wird es dauern, ehe wir dieses Ziel erreichen, denn nur erst wenige Rothhäute sind unserer Rache bei unsern Streifzügen erlegen.“

„Na, ich sollte aber doch meinen, daß du nachgerade —“

„Zwei, vier, das ist nicht viel. Vorwärts, Fritz, wo bleiben die Pferde? Macht hurrig, Junge, damit wir zur Stelle kommen.“

Vater Bauer hatte Karl unterbrochen, als dieser Wilkens auf dessen Rede eine Antwort geben wollte, dann aber drang wieder der dumpfe Knall von Büchsenhüssen herüber, die der Alte jähelte.

„Bin bereits dabei, Vater, und im Augenblick fertig,“ kam die Antwort wieder aus dem Walde zurück.

„Vier Schüsse sind gefallen,“ sprach er dann, „das ist herzlich wenig. Ich schliesse daraus, daß zwei Männer im Gebirge sind, die sich mit ihren Büchsen vertheidigen. Sie müssen sich einer ziemlichen Uebermacht gegenüber befinden, sonst würden sie nicht gleichzeitig beide Läufe abfeuern.“

„Ihr kaskulirt scharf, Alter,“ versetzte Wilkens, „und ich glaube, daß ihr recht haben könnt, denn wenn mich mein Gehör nicht getäuscht hat, sind inzwischen sogar Pfuhlschüsse gefallen, während jetzt wieder die neu geladenen Büchsen sprechen.“

„Geh, Karl, helfst meinem Jungen —“

Bauer unterbrach sich selbst, als er, sich umwendend, den jungen Gefährten nicht mehr hinter sich erblickte. Wohlgefällig nickte der Alte mit dem Kopfe.

„Ja, ja, Vater Bauer,“ lachte auch Wilkens, in dem Burschen steht Rasse. Er stammt aus einer Familie, die es mit irgend Jemandem aufgenommen hätte, und ich weiß, wie er sich benommen hat, um sich durch die die Anfeindung seines Brubers belagernden Feinde durchzuschleichen. Wo er eine Rothhaut wittert, da ist der Junge dabei, mit ihr anzubinden. Nur fehlt es ihm noch an der richtigen Erkenntnis der Gefahren und an der nöthigen Einsicht, aber das wird er nach und nach schon lernen.“

„Vorwärts, Freunde,“ mahnte der alte Bauer wieder, als vier haktliche, wohlgenährte Pferde herangeführt wurden. „Ich glaube, es ist höchste Zeit aufzubrechen, wenn wir noch in den Kampf, der nun zum Stehen gekommen zu sein scheint, eingreifen wollen.“

Wirklich hörte man jetzt den Knall der Büchsen in gleichmäßiger Folge herüberdrönnen. Noch aber war die Entfernung des Kampfes so weit, um ein Urtheil über den Fortgang desselben zu fällen. So brachen denn unsere

Freunde eilig, aber schweigend auf. Die Pferde mußten vorerst noch am Zügel geführt werden, da das dicke Unterholz, in welchem man zur Nacht gelagert hatte, das Reiten nicht gestattete. Als aber das Unterholz aufhörte und die Baumstämme lichter standen, sah bald jeder auf dem Rücken seines Pferdes und fort ging es, so schnell es in der Nacht das einfache Ausweichen, wie es im Walde nicht anders sein kann, gestattete.

Endlich war der Saum des Urwaldes erreicht und die unermessliche Prairie dehnte sich vor den Reitern aus. Nun wurde auch das Schießen gestattet und Fritz Bauer, der seinen Gefährten wegen seiner klar ausgeprägten Beobachtungsgabe, seinem Scharfsinn, wie ihn selbst der beste Wadlucher der Indianer nicht überbieten konnte, unentweglich war, hatte sich sofort eine Meinung gebildet.

„Es ist so, wie ihr sagt, Vater,“ wandte sich der junge Mann an den Alten, „es sind nur zwei Leute, die sich vertheidigen, denn ich untersehe immer wieder den Knall der gleichen Büchsen. Das Gesnatter der Indianerbüchsen kann mich dabei nicht betören, da es nicht zu vernehmen ist.“

„So ist es um so besser für sie, wenn wir ihnen zu Hilfe kommen,“ antwortete der Alte. „Ich habe mich schon lange nach einem tüchtigen, regelrechten Kampf mit den rothen Banditen gesehnt, und wenn es nach mir geht, dann kommt keiner von ihnen lebend vom Platz.“

„Wir scheint aber, daß wir uns beileiden müssen, denn die Indianer gehen bereits zum Sturm auf das Lager über,“ bemerkte Fritz Bauer, der an der Erde gelegen und mit hart an den Boden gedrücktem Ohr angelehnt gesprach hatte.

Ohne ein Wort weiter zu verlieren, sprang Fritz wieder zu Pferd, und in gedrehtem Galopp ging er über die dunkle Prairie hin, dem Kampfplatz entgegen.

„Halt!“ rief plötzlich der alte Bauer, der bei allen Unternehmungen der kleinen Gesellschaft stets als Führer diente und dessen Kommando sich alle willig unterordneten. „Wir dürfen uns nicht zu früh bemerken lassen, sonst könnten wir leicht selbst in einen Kampf verwickelt werden, ohne daß es uns möglich wäre, den Angegriffenen beizustehen.“

„Das ist ganz meine Meinung,“ bemerkte Wilkens hierzu. „Wir müssen auch wohl zunächst einen Plan über unser Eingreifen fassen. Dem Anschein nach sind die rothen Halunken bei ihrem ersten Anbrüchen nicht ins Innere des Lagers gekommen, und sie halten jetzt eine Berathung ab. Wenigstens ist das Feuer eingestellt.“

„So ist es,“ versetzte der junge Bauer. „Wenn ich einen Vorschlag machen soll, so ist es der, daß einer von uns mit den Pferden zurückgeht, während die andern drei jetzt den Moment der Berathung wahrnehmen, um unbemerkt ins Lager zu schleichen.“

„Der Plan ist gut, mein Junge,“ mer aber soll bei den Pferden bleiben? Wir alle haben mit den Schurken noch so viel abzurechnen, daß sich wohl keiner dazu hergeben wird, eine solche Gelegenheit zu verpassen. Wer weiß, wann wir es wieder einmal so gut treffen.“

„Nun, ich meine, daß doch Karl Brobad leicht vom Kampfe zurückbleiben könnte, da Wilkens für ihn eintritt,“ antwortete Fritz Bauer auf die Einwendungen seines Vaters.

„Ich kann mich keinesfalls ausschließen lassen,“ versetzte Brobad mit bestimmtem Tone. „Ich habe den Tod meiner sämmtlichen Verwandten und die Verwüstung unserer Ansiedelung zu rächen. Damit würde ich allein wohl nie fertig und deshalb freue ich mich der Unterstützung meines Freundes Wilkens. Aber er arbeitet dabei auch gleichzeitig mit auf eigene Rechnung.“

„Gewiß,“ warf Wilkens ein, indem er die Mihe abnahm und mit der flachen Hand jählich, gleichsam wie bedauernd, über den kalten Schädel strich. „Die Burschen haben mit mir noch eine Rechnung wegen des Verlustes meines Kopfschares, das sie mir geraubt, und wegen der ausgefallenen Schmerzen zu begleichen. Ich wünschte nur, ich könnte einmal dem Banditen gegenüberstehen, der mein Kopfschar an seinem Gürtel trägt, kann —“

„Ruhig, was geht dort vor?“ unterbrach der alte Bauer den Sprecher, indem er sich in die Steigbügel feste, um besser hören zu können.

„Es scheint, als ob unser Streiten hier zwecklos geworden wäre,“ bemerkte er dann, sich wieder im Sattel zurecht setzend. „Die Berathung ist beendet. Die Indianer rüsten sich zu einem neuen Angriff, und wir müssen uns nun bereit halten.“

„Wir dürfen es wohl wagen, etwas näher heranzugehen,“ versetzte Wilkens, der bisher ebenfalls aufmerksam den sich abspielenden Vorgängen gefolgt war.

Da keiner der Gefährten eine Einwendung erhob, gab er seinem Gefährten die Sporen, und dieses trug ihn in wenigen Augenblicken so dicht an den Feind heran, als nöthig war, um den neuen Angriff zu können, ohne selbst gesehen zu werden.

„Sehen wir uns nun einmal auf dem Kampfsplatze etwas näher um. Der erste Blick läßt uns erkennen, daß wir uns wieder bei den Kolonisten befinden, welche wir im Eingange unser

Erzählung auf der Prairie getroffen haben. Vater und Sohn hatten sich innerhalb des kleinen Raumes, welcher durch die Wagen abgegrenzt war, vertheidigt aufgestellt. Das kleine Mädchen kauerte ängstlich am Feuer und war nur durch fortgesetzte Zurufe zu bewegen, Holz in die Flammen zu werfen. Die Kolonisten mußten dieses schwache Mittel benutzen, um wenigstens die nähere Umgebung nöthigerweise zu erhellen und sich vor einem plötzlichen Ueberfall sichern zu können.

Das ältere Mädchen stand mitten zwischen den Puthieren und war eifrig bemüht, diese, welche durch den Lärm schon und wild geworden waren, zu beruhigen.

„Aufgepaßt, Mar!“ rief der Alte eben seinem Sohne zu, „es scheint, daß die Rothhäute ihren Angriff erneuern. Es ist zwar fraglich, ob wir ihm noch wohl standhalten werden, aber wir wollen wenigstens thun, was in unseren Kräften steht.“

„Das ist sicher,“ gab der junge Mann in einem Tone zur Antwort, in dem viel Zuversicht und Unerschrockenheit lag. „Will es Gott, so gehen wir doch noch siegreich aus diesem Kampfe hervor. Wir haben genügend Pulver und Blei, um die Wilden noch einige Zeit abzuwehren zu können, vielleicht, wenn der Tag kommt, findet sich ein Ausweg.“

„Ich wünschte, daß du recht behältest,“ aber sieh dich vor, es ist mir, als wenn die Burschen im Gras herantreiben. Der Angriff, den wir soeben abge schlagen, scheint demnach nicht wiederholt zu werden. Die Schäfte wollen ihre Pferde nicht nochmals daran wagen und versuchen jetzt eine andere List. Also sieh dich vor!“

„Da werde ich uns gleich Luft schaffen und auch Licht genug, um zu sehen, wie die Halunken davonlaufen,“ rief der junge Mann, rannte nach dem Feuer und warf ein brennendes Holzstück über den Wagen in die Prairie. Im nächsten Augenblick hatte das in reichem Maße vorhandene trockene Gras Feuer gefangen und wie züngelnde Blitze breitete sich daselbe mehr und mehr aus.

Ein entsetzliches, vielstimmiges Geschrei ertönte plötzlich, so grauenvoll und durchdringend, daß auch dem unerschrockensten Manne ein geheimes Schauer nicht erspart geblieben wäre. Trotz der Aufregung, in der sich die Belagerten begreiflicherweise befanden, freuten sie sich ihrer gelungenen List. Aber leider zu früh. Die Indianer, gegen siebenzig an der Zahl, angeführt durch die Zurufe ihrer Anführer, machten sich sofort daran, den erst im Entstehen begriffenen Brand auszunutzen und zu erlösen. Obwohl sie dabei ihre nackten Körper dem grellen Licht der Flammen aussetzten und so den Belagerten ein vorzügliches Ziel für ihre Augen boten, rührten sie doch nicht eher, als bis sie den vollen Erfolg für sich hatten, wenn sie dabei auch einen großen Theil ihrer Leute einbüßten.

Durch die Entzündung des Feuers ward die Umgegend genügend erhellt, jetzt aber war wieder vollste Dunkelheit außerhalb des Lagers eingetreten.

„Wird frisches Holz auf das Feuer, Anna!“ rief Mar seiner kleinen Schwester zu, als diese in ihrer Angst wieder die Ueberwachung des Feuers unterlassen hatte, obwohl jetzt draussen das furchtbare Lärmen der Indianer vernehmbar war, da diese sich zu einer neuen Berathung zurückgezogen hatten.

„Wasse auch ein wenig nach meiner Seite auf, Mar!“ rief der Alte seinem Sohne zu, „weil ich auch glaube, daß wir in der nächsten Viertelstunde vor einem Angriff sicher sind.“

„Das will ich schon besorgen, aber was hast du vor, Vater?“

„Die Halunken sollen uns nicht wieder so überraschen, wie sie es soeben gethan haben. Ich will es sehen, wenn sie herankommen und deshalb die Umgegend nochmals erleuchten.“

Mit diesen Worten schritt der alte Kolonist zum Feuer und zog einen Theil der brennenden Holzstücke daraus hervor. Auf den Arm nahm er dann noch eine Anzahl trockener Holzstücke und so beladen entfernte er sich aus dem Lager und schritt kühn und unerschrocken den draussen befindlichen Indianern entgegen.

Diese ließen ihn ruhig gewahren, und bereits hatte er mehrere Feuerstellen eingerichtet, die nun die Prairie erleuchteten, als ein Ruf seines Sohnes den Alten in schnellstem Laufe zum Lager zurücktrieb.

„Was giebt es, Mar?“ fragte er, als er athemlos dort ankam und in dem matten Dämmerlicht, welches das im Lager brennende Feuer verbreitete, keinen Grund zur Unruhe finden konnte.

„Ich habe inzwischen am Boden gelegen und mit dem Ohr auf der Erde gelauscht. Ich konnte deutlich die Fußtritte von Pferden vor und hinter uns erkennen.“

„So werden wir jetzt von zwei Seiten angegriffen und damit ist dann auch unser Schicksal besiegelt,“ antwortete der Alte mit zitternder Stimme, der man es anmerken konnte, wie sehr ihm in diesem Moment um seine Leben bangte.

„Wir haben keine Zeit zu verlieren,“ fuhr der Kolonist dann fort, nachdem er mühsam seine Erregung niedergehalten hatte. „Weibe an dieser Seite, Mar. Kommen die Schäfte in den Lichtkreis, solange das Feuer noch brennt, dann knalle frisch drauf los, obgleich du es nicht wirst verhindern

können, daß die Buben doch herankommen.“

„Ich werde meine Schußigkeit thun, Vater, solange noch Leben in mir ist,“ antwortete Mar, dessen Zuversicht selbst in diesem gefährlichen Augenblick ihn nicht verließ.

„Das weiß ich, mein Sohn,“ versetzte der Alte weiter. „Ich übernehme die dunkle Seite der Prairie. Du weilst mich also zu finden, wenn du deinen Posten nicht mehr halten kannst.“

Mar begnügte sich, nur schweigend mit dem Kopfe zu nicken. Sein Vater wartete aber auch keine Antwort mehr ab, sondern schritt nach der Feuerstelle zu, wo sein kleines Mädchen noch immer ganz zusammengeklumpt kauerte.

„Komm, mein Kind, wir brauchen kein Feuer mehr, du kannst dich nun auf dein Lager legen,“ sprach der Alte zärtlich, während er seine Tochter auf seinen Arm hob.

„Du zitterst ja am ganzen Körper, mein Kennchen, friert dich denn, oder was fehlt dir?“ fuhr der Kolonist fort, während er mit dem Kinde zu einem der Wagen ging.

„Ich habe mich so sehr gefürchtet, Vater,“ antwortete das Kind. „Aber, nicht wahr, nun sind die bösen Indianer fort, und sie können mir nichts thun? Nicht wahr, sie werden mich nicht so auf den Kopf schlagen, wie die arme Mutter, daß das viele Blut herausfließt?“

„Daran soll mein Kennchen nicht denken,“ begütigte der Alte, indem er dem Kinde zärtlich über den Kopf strich. „Mein Kennchen soll jetzt schlafen. Die Indianer sind noch nicht fort, aber Papa sorgt dafür, daß sie seinem kleinen Mädchen nichts thun.“

Beruhigt legte das Kind seine Arme um den Hals des Vaters und gab ihm einen Kuß, den der Alte erwiderte. Dann legte er die Kleine sorgsam in die Betten und bedeckte sie so zu, daß nur das Gesicht ein wenig frei blieb. Noch einen Kuß und der Alte ging davon, um weiter die Vorkerkungen, welche ihm erforderlich schienen, zu treffen.

Das Feuer im Lager war ziemlich heruntergebrannt, aber der Kolonist schenkte daselbe auch thätig nicht mehr für nöthig zu erachten. Er schüttete lose Erde auf die brennende Gluth und im nächsten Moment bedeckte dicke Finsterniß das kleine Lager.

(Fortsetzung folgt.)

Mexikanisches.

Am 30. September feierte Porfirio Diaz, der Präsident von Mexiko, seinen 74. Geburtstag. Gelegentlich dieses Ereignisses schreibt ein Correspondent der Berliner Zeitschrift Der Tag folgendes:

„Wenn Präsident Diaz, der für mehr als ein halbes Jahrhundert als Abbot, Soldat und schließlich höchster Exekutivbeamter in das Geschick seines Landes eingegriffen hat, schon vielfach Amtsüblichkeit betundet hat, so ist das also nicht dem Umstand zuzuschreiben, daß der Jahre Laß ihn zu drüden beginnt. Sein oft geäußerter Wunsch, den Präsidentenstuhl für einen andern freizumachen, entspringt vielmehr dem Wunsche, seinem Vaterlande zu dienen und zu nützen.“

Es ist seine Hand allein — eine Hand von Eisen — die Mexiko zu dem Lande gemacht, das es heute ist, die es regiert und zusammenhält.

In Erkenntnis dieser Thatsache fragte er sich schon vor einer Reihe von Jahren: wer soll mein Nachfolger werden? Diaz ist selten in seinem Leben um die Antwort auf eine Frage verlegen gewesen. Diese aber verursachte ihm Kopfweh. Nach langem Zögern entschied er sich dafür, daß zunächst Senor Jose Des Limantour ihn ersuchen und dann Bernardo Reyes dessen Nachfolger werden sollte. Auf diese Weise sein Haus nicht nur für manana, sondern auch für manana por la manana bestellend, beachtete das alternde Staatsoberhaupt, von einem buen retro aus das Wirken künftiger Präsidenten zu überdenken. Ja, er gedachte vielleicht auch, es zu beeinflussen und nöthigenfalls selbst wieder die Zügel in die Hand zu nehmen. Daß die Mexikaner auch den Worten eines vom Amt zurückgetretenen Diaz noch lauschen werden, ist ihm bekannt.

Zu seinem Leidwesen konnte Diaz seine Pläne nicht verwirklichen, weil sich im Lande sofort zwei Parteien, die eine für Limantour, die andere für Reyes bildeten. Beide traten für ihren Kandidaten mit solcher Schroffheit ein, daß Abstufung unausbleiblich und der beste Ausweg die Wiederwahl von Diaz schien. Auch in diesem Jahre ist Diaz wieder auf dem Nationalconvent von der Majoritätspartei als Kandidat für den nächsten Präsidentenamt, seinen sieben, nominirt worden. Und es erscheint mehr und mehr zweifellos, daß er Diktator von Mexiko bis an sein Lebensende bleiben wird. Das Land wird dabei nicht schlecht fahren. Was später geschieht — quien sabe?

Jedenfalls blüht auch das Volk zu den von Diaz bezeichneten Männern als seinen natürlichen Nachfolgern auf, und deshalb sei auch ihrer Erwähnung gethan. Beide Männer sind ihm persönlich und politisch mit gleicher Loyalität ergeben. Beide waren eng mit einander befreundet und wohl auch mit den Wünschen ihres Völkern einverstanden. Erst der Ueberreifer wohlmeinender Freunde verfeindete sie und ließ

si zu Segnern werden. Das war leicht, da sie mit Bezug auf ihre Anhänger scharfe Gegensätze vertreteten. Limantour ist der Kandidat der bescheidenen Klassen, Reyes der Abgot der Massen. Persönlich ist der eine wie der andere fähig und von patriotischer Gesinnung befeuert.

Limantour wird hauptsächlich auf Grund seiner französischen Abstammung und Erziehung von vielen mit scheelen Augen betrachtet, obwohl er im Herzen mexicanisch und nur mexicanisch empfindet. Der hoch gebildete und sehr wohlhabende Herr macht in der Hauptstadt ein großes Haus und vereinigt dort unter Gemälden und zwischen Kunstschätzen die elegante Welt. Als Sachverständiger in Finanzfragen ist er beiläufig ein Freund der Goldwährung. Zu Klagen gegen ihn hat niemand Veranlassung, aber — das Volk betrachtet ihn durch die Brille des alten Grafen gegen Frankreich, dessen Waffen einst auf meritanischem Boden kirrten.

Reyes dagegen ist wie von Empfinden Mexikaner auch von Geburt und Abstammung. Als Sechsjähriger schon schulterte er die Muskete gegen jene Invasion aus Europa. Immer Soldat, hat er sich nachher gegen Indianer und Revolutionäre auf jedem Schlachtfelde Meritos geküßelt. Die Arme namentlich vergöttert ihn. Sein Name ist ihr Feldgeschrei und Schlachtruf gewesen. Vom-Bauernhof ward er zum General, und schließlich erwehete er sich als hervorragender Verwaltungsbeamter, als Diaz ihn im Jahre 1885 zum Gouverneur der Provinz Nuevo Leon machte, deren Hauptstadt Monterrey ist. Später hat er sich noch in der Stellung eines Kriegsministers bewährt.

Wielochit erklärt die Lebensgeschichte dieses Mannes, wenn ihm von seinen Gegnern der Vorwurf gemacht werden kann, daß er den angeblichen „Militarismus“ fördere. Dieser Vorwurf wurde übrigens oft und noch gelegentlich des letzten Nationalconvents auch gegen Diaz erhoben.

Der kluge, alte Diktator, dem wenig an dem Urtheil der Massen gelegen, plant nichts desto weniger, unmittelbar nach Antritt seines neuen Amtes eine erhebliche Vermehrung der Armee zu veranlassen. Nicht alle diese Landstrolähe werden sich dagegen sträuben.“

Ein eigenartiges Experiment, das über den Werth einer „Hebräerlist“ Verfolgung einige Aufschlüsse zu geben vermag, hat der Londoner Daily Express betanthat. Ganz London ist bekanntlich in Aufregung über das Verschwinden einer Mexikaner; alle Welt sucht nach ihr und nirgends ist eine Spur von ihr zu entdecken. Das Blatt hat also eine Journalistin, Miss Watson, beauftragt, freimüthig in London zu „verschwinden“; es veröffentlicht ihr Vortrat und ihre genaue Personalbeschreibung und verspricht demjenigen, der die Geseuchte, die in London umherging, entdeckt, eine Belohnung von \$500. Am ersten Tage ist es Niemandem gelungen. Miss Watson schildert nun selbst ihre Erfahrungen:

„Ich sollte in London bleiben und habe es gethan. Montag war der erste Tag, an dem die Nachricht von meinem Verschwinden bekannt gemacht war, an dem die Suche also beginnen konnte. Ich kann kaum meine Gefühle beschreiben, als ich beim Frühstück in einem Logirhaus in Bloomsbury die Nachricht von meinem Verschwinden auf der ersten Seite des Express las. Bald sprachen alle über die vermehrte Journalistin. Ich fühlte, wie mir das Blut in die Schläfen stieg, und ich schien arbeitslos roth und weiß zu werden; denn obgleich ich unter gewöhnlichen Umständen nicht leicht erregbar bin, war das doch ein bißchen zu viel für mich. Jeden Augenblick hatte ich das Gefühl, man würde meine Verwirrung bemerken und die verhängnisvolle Frage an mich richten, aber selbstamerweise geschah das nicht.“

„Nach dem Frühstück schlenderte ich bis halb 11 Uhr langsam umher und fuhr dann mit der Treppe unten in den Station Britisches Museum nach Bondstreet. Im Wagen hörte ich, daß einige Personen über das Verschwinden von Miss Watson sprachen. Ich bemerkte, daß mehrere Personen jeden in Schauffeure prüften, aber stets gingen ihre Augen über mich hinweg. Im Aufzuge war es eben so.“

„Von der Station Bondstreet ging ich langsam die Oxfordstreet zum Marmorbogen hinaus. Hier sah ich, wie ein Mann an vier Pferden herantret, sie augenscheinlich etwas fragte, dann den Hut lüftete und sich abwandte. Er folgte mir einige Schritte, machte es mit mir ebenso und fragte: „Sind Sie Miss Watson?“ Ueber dieses unmannliche Benehmen war ich entsetzt, ich drehte ihm also den Rücken und sah in ein Schaufenster hinein. Hätte er mir gesagt, er halte mich für Miss Watson, und hätte er mir die Gründe dafür angegeben, anstatt jede Vorüberkommende auf gut Glück anzusprechen, so hätte ich mich gleich ergeben. Vom Marmorbogen fuhr ich in einem Omnibus bis Soane street. Ich that das nur, um in Berührung mit dem Publikum zu sein. Wohin ich ging, fühlte ich, daß mich Augen nicht bewachten, und jeden Augenblick hielt ich für den letzten meiner freien Knacktschaft! Ich blieb jedoch, wie erwähnt, unermittelt.“

„Ich habe Gelegenheit genug gehabt, die großen Fähigkeiten Eures Sohnes bei unseren Streifzügen kennen zu lernen, Vater Bauer. Ich beneide ihn um seine Spürsinn und glaube nicht, daß er sich täuscht. Warten wir noch, solange alles ruhig bleibt, haben wir nichts zu versäumen.“

Dieser Wortwechsel fand zwischen dem Alten, den der jüngere Mann als Vater Bauer anspricht, und diesem